

gen“. Daran hätten wir anknüpfen können und sollen, um die gemeinsame Sache der christlichen Kirche gemeinsam ein Stück weiterzubringen.

Praxis

Martin Thurner

Welche Hilfe erfahren Gemeinden durch überpfarrliche Bildungseinrichtungen?

Ein ehemaliger Gemeindepfarrer beschreibt im folgenden, welche Bedeutung für seine Gemeinde, für verschiedene Gruppen aus ihr und für ihn selbst die verschiedenen Orte der Einkehr, der gemeinsamen Reflexion und der Weiterbildung hatten und welche Impulse ihm heute aus einem kirchlichen Bildungshaus heraus für die Gemeinden möglich sind. *red*

Die Gemeinde als Provisorium des Reiches Gottes hat vorläufigen Charakter: Hier lebt der Glaube und wächst Gottes Anwesen durch viele Entwicklungen hindurch, hier entfaltet sich das Leben in seiner vielseitigen, ambivalenten Form mit allen Dunkelheiten und Aufstiegen, mit allen Störungen und Früchten.

Als Gemeindepfarrer einer jungen, neuen, werdenden Gemeinde am Stadtrand von München habe ich in dreizehn Jahren erlebt, wie viele Schritte es braucht, bis eine Gemeinde aufgebaut ist.

1. Stufen des Aufbaus einer Gemeinde

Da geht es zuerst einmal darum, daß sich die Menschen einer solchen Gemeinde, die von überallher zuziehen, einander kennenlernen; da braucht es die Grunderfahrung: der Glaube kommt vom Hören, wir können uns austauschen; da wachsen ganz von selber kleine Gruppen, wo über alle ICH-Erfahrung der Gottesbegegnung hinaus die DU-Erfahrung der Gemeinde in allen möglichen Gruppierungen geschehen kann.

Damit der Glaube lebt, ist eine ständige Glaubensbildung im Sinn der Gemeindekatechese nötig; bei jungen Leuten in der Vorbereitung auf die Lebenssakramente, später in der „Runderneuerung des Glaubens“ durch Bibelgespräche, Einkehrzeiten, gemeinsame Wege . . .

Irgendwann taucht das Problem auf: es gibt ein Drinnen und ein Draußen, die Rede von den sogenannten Fernstehenden; wobei ich mir oft nicht klar bin, wer eigentlich drin und wer wirklich draußen ist. Und ohne die missionarische Frage stirbt auch der Glaube in der Gemeinde, man genügt sich selber, was soll da noch wachsen . . .

Rückblickend ist mir aufgegangen: eine Gemeinde kann allein nicht leben; die Querverbindungen tragen, die Gemeinschaft mit den Nachbarpfarreien, gleich welcher Konfession, die Auseinandersetzung mit Gruppen aller Art.

2. Über die Grenzen der Gemeinde hinaus

Mir selber ging es so, daß ich mich immer wieder – in der Regel alle drei Wochen – drei Tage aus der Pfarrei woandershin zurückgezogen habe, oft in ein Kloster. Mir war der Abstand wichtig, manches ist mir aus der Ferne einfacher, manchmal auch fragwürdig vorgekommen; manchmal konnte ich wirklich das „Problemfeld“ verlassen und mich wieder anders hineinbegeben, gerade dann, wenn es im inneren und äußeren Aufbau der Gemeinde Konflikte gab, wenn in den Arbeitskreisen gerungen wurde, aus Schrift und Tradition die Geschichte der Kirche weiterzuschreiben, und das ganz konkret im Bau einer Kirche, eines Pfarrheims, des Kindergartens oder etwa bei der Überlegung, wie ein Pfarrhaus heute aussehen und leben könnte.

So allmählich hat es sich in unserer Gemeinde Baldham so entwickelt, daß wir viel zu Fuß unterwegs waren, auf Samstagmorgengängen irgendwohin zu einer Kirche im Landkreis Ebersberg, auf Nachtwallfahrten zu einer Wallfahrtskirche, bei Drei-Tages-Wallfahrten oder auch eine Woche und länger. Dabei ist uns aufgegangen, wie wichtig es ist, miteinander wegzugehen und aufzubrechen, woanders einzukehren, Freundschaft zu pflegen, mit anderen ins Gespräch zu kommen und sich im Glauben zu begegnen. Ganz selbstverständlich haben die Teil-

nehmer sich verantwortlich gefühlt, sich bei den einzelnen Tagesmeditationen einzubringen und verschiedene andere Dienste zu leisten, damit das Gemeinsame gelingt. Und immer dazu ein Wort oder eine Person aus der Bibel, und damit acht Tage weiterzugehen – etwa bei Abraham –; da wächst langsam ein Bewußtsein, das über das Gegebene hinausführt. Am deutlichsten ist es mir bei Mose aufgegangen, als wir auf dem Weg durch die Lechtaler Alpen den Exodus Israels in all den Vorkommnissen angeschaut und in die Gegenwart gebracht haben.

Es hat sich einfach als gut und heilsam erwiesen, mit der Jugendleiterrunde ein paar-mal im Jahr irgendwohin zu gehen, z. B. in ein kirchliches Bildungshaus, jemanden zu haben, der woanders herkommt; ebenso im Pfarrgemeinderat, im Liturgiekreis, im Krankenbesuchsdienst, in der Ökumengruppe und mit den hauptamtlichen Mitarbeitern; zur Orientierung gehört immer auch der andere, der zuhört und nachfragt; und wenn man dem erzählt, wird einem selber vieles neu bewußt.

3. Meine Erfahrung im kirchlichen Bildungshaus

Weil mir selber die Möglichkeit der „Oase“ so wichtig geworden ist, habe ich mich nach 13 Jahren Gemeindeseelsorge entschieden, für einige Jahre in die mehr regionale Arbeit eines kirchlichen Bildungshauses zu gehen. Zwar fällt mir das viele Kommen und Gehen nicht leicht; das Herz, das Gemeinde-sammelnde, wünscht sich mehr Dauer, mehr Verbundenheit. Ich erlebe aber, wie wichtig so ein Haus und seine Mitarbeiter sein können, wenn z. B. Pfarrgemeinderäte für drei Tage kommen. Da kann ihre eigene Glaubensgeschichte zur Sprache kommen, da können sie erzählen, wie sie sich in ihrer Aufgabe erleben. Da sind die einzelnen konkreten Tätigkeiten einmal nicht so wichtig, sondern der Glaube; und das im Licht der Bibel, diesem Handbuch des Glaubens, in dem wir uns in einer Person, in einer Geschichte wiederfinden können. Ich kann meine Lebensgeschichte neu entdecken als den Weg Gottes mit mir, ich darf es weitererzählen, und andere hören mir zu. Wie gut das tut!

Da geht mir immer mehr auf: Das Wichtigste ist mein Weg im Glauben und daß ich auf dem Weg bin. Und dazu muß man von da-

heim weg, das geht nur woanders. Ganz gleich, was jeder aus seinem Leben zur Sprache bringt, es hat immer mit der Gemeinde zu tun.

Mir fällt auf, wie gern die Leute zur Bibel greifen, wie spannend auf diesem Hintergrund das Leben ist. Und dann einen Samstagabend so miteinander feiern, in der kleinen Gruppe, wo man sich anschauen kann, und genau das tun, was die junge Kirche so gern gefeiert hat: Vigil, das Warten auf den, der kommen will, das gemeinsame Hinhören und Wachwerden, das Sich-Stärken mit den Gaben des Lebens, das wohlthuende, zwecklose Beieinandersein. Wann ist das in der Gemeinde – wo man ja Verantwortung für viele hat – so leicht möglich? Und wenn man dann wieder nach Hause aufbricht, spürt man: das Leben ist ein Weg, und der Weg ist das Ziel. Und das Gespürte trägt mehr als alles Geschriebene, das Gehörte mehr als das Geredete, das Gefeierte mehr als das Geleistete, das Erzählte mehr als das Debattierte, das Innegewordene mehr als die reine Information.

4. Auf die Unterbrechung kommt es an

Ob man nun miteinander oder allein wegfährt und sich in ein geistliches Haus begibt, ob da eine Gruppe kommt, die sich kennt oder bunt zusammengewürfelt ist – entscheidend ist die Unterbrechung des Gewohnten. Da entsteht Raum für neue Wege, und die Unterbrechung ist laut Metz die Chance Gottes in unserem Leben. Ist zu Hause die Sonntagsfeier nur in großen Gruppen möglich, hier geht es auch anders, auch in anderen Formen, hier kann sich jeder einbringen, auch der Pfarrer muß einmal nicht im Dienst sein.

Und von zu Hause fort sein ist eine Chance zu einem persönlichen Gespräch. Ich spüre es, wie wichtig die Möglichkeit zum Gespräch ist, auch zum Beichtgespräch (in einem eigenen Raum). Ich habe erfahren, wie notwendig es ist, laufend die Möglichkeit zur Lebens- und Eheberatung anzubieten. Eine gewisse Anonymität und daß man sich von zu Hause einmal losgerissen hat, der Fortfall der täglichen Leistungen und daß sich viel auf der emotionalen Ebene abspielt, die freie Zeit und der Raum einer heilsamen Kirche, wo man sich zurückziehen kann, fördern den Wunsch: Jetzt muß ich einmal mein Leben anschauen und zur Sprache bringen.

Ist es schon gut und heilsam, Sonntag für Sonntag das gewohnte Daheim zu verlassen und sich miteinander in einem Haus zu treffen zur eucharistischen Feier, so ist es erst recht zu begrüßen, ab und zu noch einen Schritt weiter zu tun.

Dabei gewinnt auch das gesamtkirchliche Bewußtsein in uns. Jede Pfarrei braucht Glaubenspartner, und wenn man sich austauscht, haben alle etwas davon.

Oft erfahre ich, daß es zu neuen Erfahrungen und Anfängen kommt. Dann können solche Tage wie eine Kur sein, wie eine Erholung; es kann einem aufgehen, daß Glaube und Gemeindegliedertum nicht aus Leistung bestehen, sondern daß sie ein großes Geschenk, eine Berufung, eine Erwählung und nichts Selbstverständliches sind.

5. Jedes kirchliche Haus steht im Dienst an den Gemeinden

Der eigentliche Ort meines Glaubens ist und bleibt die Gemeinde, in der ich lebe. Jedes Bildungshaus hat eine diesem Glauben dienende Aufgabe; deswegen ist es wichtig, auf Abschied und Anfang großen Wert zu legen, eine Wirklichkeit, die weithin zu kurz kommt. Dann fällt es auch in der Gemeinde leichter, Unerledigtes aufzuarbeiten und Schwierigkeiten zu beraten; dann fällt es leichter, Interesse zu spüren, eine Sache wahrzunehmen, Energie dafür zu mobilisieren und die Sache auch wieder abzuschließen. Deshalb hat ein solches Bildungshaus auch Übungscharakter, weil man hier leichter als zu Hause erzählen kann, wie es einem wirklich geht; hier hört man leichter zu, weil nichts anderes schon wartet und man mehr Vertraulichkeit erwarten und zusichern kann. Und was ich bemerke: je bunter die Gruppe, desto besser. Worauf ich Wert lege: daß jeder viel bei sich selber bleibt, bei seinem eigenen Weg und wie er Geschichte macht und erlebt. Dann wird es leichter, daß die Runde nicht über das und jenes debattiert, sondern sagt, wie es langgeht. Und von zu Hause weg, schaut auch die Angst anders aus und alles das, was man loswerden möchte. Manches wird sagbarer, auch das Dunkle, auch das Scheitern, das ja in unserer Kirche weithin verschwiegen wird; auch der Schatzen und all das Verlorene gehören ja zu uns dazu. Und dieses Risiko lohnt sich; Risikofreude ist ein gutes Zeichen! Ein wichtiges Kapitel einer Gemeindegeschichte lautet:

Wie gehen wir mit der Tradition um, mit den Gewohnheiten? Wie werden bei uns Trauer und Klage ausgedrückt, Freude und Glück? Wie schauen unsere Kontakte aus? Und wie stellen wir uns dar? (Da kommt ja heraus, ob wir Kontakt mit uns selber haben.)

Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß die prophetische Linie in einer Gemeinde leicht einschlafen kann. Wie dankbar war ich, daß sie immer wieder von außen her geweckt wurde und daß die Leute dann viel mehr nach dem *Wie* fragten als nach dem *Was*. Bei solcher Besinnung treten die Aktionen, das „Pfarrgeschäft“, zugunsten des Lebens zurück. Nach vorne kommen ganz andere Fragen.

6. Eine Raststätte, die den Weg unterbricht und zum Danken einlädt

Und eins wird mir immer wichtiger: das Danken. Es ist eine Freude, mitzuerleben, wie Leute – alte wie junge – ihr Leben voller Dank annehmen und dies vor Gott und einander zum Ausdruck bringen. Solche Feiern werden häufig zu einem Erntedank des Lebens. Das bestärkt, das schafft *Weite* – im Hebräischen besagt dieses Wort *Trost* und *Nähe*! Das weckt *Liebe* – in der Ursprache der Bibel heißt das nehmen und geben. Glaubende sind – gleich wie alt und in welchem Beruf – lernfähig, gerade weil das Glauben öffnet und erneuert.

Bei solchen Besinnungen wird deutlich, daß es im Leben des einzelnen wie der Gemeinde immer das eine und das andere gibt, die Freude und das Leiden. Das „positive Denken“ allein ist nicht die Wirklichkeit. Ich freue mich, wenn Menschen aufgeht, daß Glauben zuerst heißt: ja zu sagen zu allem, was da ist, auch zum Unmöglichen; ja zu dem, der da ist und tausendfach vorkommt; und letztlich ein Ja zu dem, der für mich da ist. Hier kann uns aufgehen, was es bedeutet, wenn Paulus sich als „Diener der Freude“ weiß, mitten in allen Anfechtungen und Bedrängnissen.

Aber auch Menschen, die sich fremd vorkommen in dieser Welt und leiden, können wieder hören und hoffen, neu sehen und gehen; auch für sie wird das Glauben ein Gewinn und die Gemeinde eine „Zugewinnungsgemeinschaft“. Vielleicht sind gerade dazu die außer Haus gemachten Glaubensschritte so bestimmend, weil man sich des Ganzen eher bewußt wird.

Ich denke da gern an das Wort Jahwes zu Abraham in Genesis 17, 1: „Geh deinen Weg vor mir her, sei ganz!“

Irene Köhler

Hochschulgemeinde – Servicestelle oder Ort gemeinsamer Verantwortung?

Ferdinand Klostermann hat sein „Prinzip Gemeinde“ den Erfahrungen mit der Katholischen Hochschulgemeinde in Wien, die während des Zweiten Weltkrieges von Dr. Karl Strobl gegründet und insgesamt 30 Jahre lang von ihm geleitet wurde, entnommen. Anlässlich der Enthüllung einer Gedenktafel für Karl Strobl skizzierte eine Studentin die zwei sehr unterschiedlichen Konzepte für eine Hochschulgemeinde. Wir veröffentlichen diese Ausführungen, weil sie – auch ohne nähere Information über den Hintergrund der angesprochenen Konflikte – ein Gesprächsbeitrag zur Gemeinde-Diskussion von Heft 1 und 2/1988 sind. red

Man kann Hochschulgemeinde sehen als eine Servicestelle der Katholischen Kirche auf Universitätsboden, die den vielbeschäftigten Studierenden die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse anbietet; ein Depot für Prüfungsangst und Beziehungskrisen, verbunden mit der Zielvorstellung des in Kirche und Gesellschaft reibungslos „funktionierenden“ jungen Akademikers.

Man kann Hochschulgemeinde verstehen als ein Angebot an Studierende, die ihr Studium in der Mindeststudiendauer beenden und dennoch ein Minimum an religiösen Gewohnheiten nicht aufgeben wollen.

Man kann sich Hochschulgemeinde nach dem beliebten Bild als eine Herde von Schafen vorstellen, für deren Wohlergehen der Hirte allein verantwortlich ist. Jedes Abweichen der Schafe vom befohlenen Weg – sei es, weil sie Wölfe wittern, sei es, weil sie eigene frische Quellen spüren – wird man dann nicht anders begreifen können denn als störrische Dummheit der unwissenden Kreatur,

die dem Weg des Hirten kein blindes Vertrauen schenkt.

Man kann von einer Hochschulgemeinde träumen, in der die Massen betreut werden. Der Massenuniversität ihre Massengemeinde. Dann wird man auf die 100.000 starren und vorsorglich die größten Kirchen für sie wählen.

Man kann Hochschulgemeinde mit dem Maß des pfarrlichen Territorialprinzips messen. Dann wird man sie in zwei oder beliebig viele „Bereiche“ teilen und die Studierenden auf dem Reißbrett, auf dem grünen Tisch, einfach zuteilen.

Man kann Hochschulgemeinde als einen Raum sehen, in dem allein der Priester das Sagen hat; einen Raum, in dem der Priester – unangefochten von studentischen Gremien, mühsamen Entscheidungsprozessen und lästiger Mitbestimmungsforderung – die Befehle des Bischofs exekutierte. Dann wird man unvermeidlich auftauchende Konflikte mit dem Zeitindex lösen, auf Anfragen nicht reagieren, Gesprächstermine hinauszögern und mit dem langen Atem des Mächtigen auf die nächste Generation von Studenten warten, die vielleicht braver, friedfertiger, noch schweigsamer ist und die Genese des Streits nicht mehr kennt.

Wir, die Katholische Hochschuljugend Österreichs am Hochschulort Wien, vertreten eine andere Vorstellung von Hochschulgemeinde. Daß wir damit in deutliche Differenz zu kirchlichen Amtsträgern geraten sind, tut uns leid. Dies war nicht beabsichtigt, aber unvermeidbar. Die Sache ist es uns wert, auch schwere Konflikte durchzuhalten. An der Bereitschaft zum Gespräch haben wir es dabei – das kann man getrost behaupten – nicht mangeln lassen.

Unser Streit ist kein Streit um Begriffe. Es fällt nicht schwer, alte Begriffe mit fremdem Inhalt zu füllen. Man kann Prälat Karl Strobl leicht zitieren, auch ohne sich auf ihn und die Geschichte des von ihm geschaffenen Werkes einzulassen. Man kann Gespräch sagen und Befehl meinen. Man kann Dialog sagen und sich an Dekreten und Erlässen festklammern. Und nur zu oft waren Denkmalenthüllungen Schlußstriche unter historische Entwicklungen.

Die Hochschulgemeinde, für die wir uns einsetzen, wird von Studentinnen und Studen-